

Ein Porträt des französischen Jahrhunderttheologen Joseph Moingt

Ein Glaube, der aufrichtet

Wie können Kirche und Theologie von der Glaubenserkenntnis der Durchschnittschristen lernen? Zum Beispiel, indem sie sich vom letzten direkten Erben der französischen „nouvelle théologie“ inspirieren lassen: Noch heute, mit mehr als hundert Jahren, liefert Joseph Moingt Impulse für eine wechselseitige Verschränkung von Dogma und Pastoral. VON MICHAEL QUINSKY

Die französischsprachige Theologie genießt in Deutschland spätestens seit dem Zweiten Vatikanum einen guten Ruf. Vertreter der *nouvelle théologie* wie Yves Congar und Marie-Dominique Chenu, Henri de Lubac und Jean Daniélou haben gemeinsam mit Bischöfen wie Léon-Arthur Elchinger oder François Marty – und in nicht unkritischer Zusammenarbeit mit deutschen Bischöfen und Theologen wie Julius Döpfner und Hermann Volk, Karl Rahner und Joseph Ratzinger – wegweisende Perspektiven des Konzils ermöglicht. Diese erwachsen theologisch aus der Bewältigung der in der Modernismuskrise zutage getretenen Herausforderungen, waren pastoral sensibilisiert durch die „Desinkarnation“ (Congar) des Glaubens in der zeitgenössischen Welt und wurden philosophisch profiliert durch Ansätze wie demjenigen Maurice Blondels. Besonders seit den 1930er-Jahren führte dies, oft vom Motiv der Inkarnation ausgehend und zu diesem führend, zu einer wechselseitigen Verschränkung von Leben und Lehre, Pastoral und Dogma. Diese wurde auf dem Konzil selbst Methode und Auftrag, wie ihn nunmehr Papst Franziskus regelmäßig anmahnt.

Von diesen Zusammenhängen zehrt der gute Ruf französischsprachiger Kirche und Theologie diesseits des Rheins bis heute. Freilich hat sich jenseits des Rheins die Situation von Kirche und Theologie dramatisch verändert. Während in Deutschland die Würzburger Synode (1971–1975) ein Forum für die Auseinandersetzung darüber bereitstellte, wie der vom Konzil eingeschlagene Weg gemeinsam wei-

terzugehen wäre, erlebte Frankreich in viel stärkerem Maße eine „katholische Krise“ (Denis Pelletier) mit vielfältigen Zäsuren. Eine davon betrifft auch die *nouvelle théologie*, wenngleich deren Impulse nach Konzil und „1968“ unter anderem von Dominikanern wie Claude Geffré, Jean-Pierre Jossua und Christian Duquoc und Jesuiten wie Henri Bouillard, Gustave Martelet und Michel de Certeau kritisch-konstruktiv weitergedacht wurden.

Der rasanten Exkulturation Einhalt gebieten

Heute stehen in Frankreich den kirchlichen und theologischen Ansätzen, die von Deutschland aus gerne wahrgenommen werden, durchaus auch gegenläufige Entwicklungen gegenüber, die hierzulande weniger beachtet werden. In Frankreich selbst aber werden Sozialformen, Erscheinungsbild und öffentliche Wahrnehmung der Kirche zunehmend von ihnen geprägt, wie der Religionssoziologe Yann Raison du Cleuziou aufzeigt. Inwiefern dabei die vom Konzil eröffneten und von Papst Franziskus bestärkten Perspektiven einer missionarischen Kirche im Dienst am Menschen wirksam werden und der rasanten „Exkulturation“ (Danièle Hervieu-Léger) Einhalt gebieten können, ist eine drängende und bedrängende Frage.

Umso eindrücklicher ragt aus dieser komplexen Situation das Werk des mit mehr als hundert Jahren immer noch aktiven Jesuiten Joseph Moingt heraus, das gleichsam aus der Zeit der *nouvelle théologie* in die Gegen-

wart hineinreicht. Geboren 1915, trat er 1938 in den Jesuitenorden ein und studierte mit weltkriegsbedingter Unterbrechung unter anderem an der Ordenshochschule Fourvière in Lyon. Geprägt von Henri de Lubac, promovierte Moingt 1955 bei Jean Daniélou mit einer Arbeit über Tertullian. Fortan widmete er sich der Lehre in Fourvière, ab 1968 am Pariser Institut Catholique sowie ab 1981 an der nunmehr, ebenfalls in Paris angesiedelten Jesuiten-fakultät Centre Sèvres.

Seine 1980 erfolgte Emeritierung markiert keineswegs das Ende, sondern den Beginn einer ungeheuer produktiven publizistischen Tätigkeit. Die bereits 1993 vom späteren Straßburger Erzbischof Joseph Doré gemeinsam mit Moingts Ordensbruder Christoph Theobald herausgegebene Festschrift „Penser la foi“ stellt geradezu den Startschuss zu einer höchst originellen Grundlegung gegenwärtiger und künftiger Theologie dar. Diese Originalität macht Moingt auch jenseits der Frage, inwiefern er als letzter Vertreter der unmittelbar von der *nouvelle théologie* geprägten Generation deren Intuitionen in einer radikal gewandelten Situation weiterdenkt, zu einem Dialogpartner *sui generis*.

Dialogisch ist sein Werk, insofern es sich als ein sich beständig fortentwickelndes Gespräch zwischen erstens dem Autor, zweitens epochalen Denkern und Gedanken der (Christentums-)Geschichte sowie drittens den Lebens- und Glaubensfragen der Leser darstellt. Die vielgestaltigen *Relecturen* des eigenen Denkwegs sind Teil dieses Dialogs, weil sie die Leser in einen



Michael Quisinsky, geboren 1976 in Radolfzell am Bodensee, ist Professor für Systematische Theologie an der Katholischen Hochschule Freiburg. Er studierte Theologie und Romanistik in Freiburg, Paris und Tübingen. 2006 Promotion in Freiburg, 2014 Habilitation in Fribourg. Veröffentlichungen unter anderem zum II. Vaticanum, zur theologischen Erkenntnislehre sowie zu Geschichte und Geschichtlichkeit christlichen Lebens und Denkens.

inneren Monolog des Glaubens und Suchens hineinnehmen.

Sein theologisches Handwerkszeug hatte der Jesuit zunächst in Gestalt der klassischen Traktate gelernt, wie er sie selbst lange Jahre im Lebensrhythmus damaliger jesuitischer Studienhäuser lehrte. Im Laufe der Zeit wandte er sich dabei von der eher harmonisierenden Theologiegeschichte seiner Mentoren de Lubac ab und derjenigen Michel de Certeaus zu, die von der Dynamik einer „rupture instauratrice“ („gründender Bruch“) ausging. Mit de Certeau verstand Moingt, trotz diverser Differenzen, die Tradition als „ihrem Wesen nach beweglich“ (*Le métier de théologien*, in: *Études*, April 2016, 61–72). Wie viele Angehörige seiner Generation machte er sich mit dem Konzil auch dessen Forderung zu eigen, wieder die Schrift zur Seele der Theologie zu machen. Konsequenter ist insofern seine stark exegetisch und historisch vorgehende erste Christologie (*L'homme qui venait de Dieu*, Paris 1993). Moingt suchte hier – mittels der Dekonstruktion einer im 19. Jahrhundert gefügten sowie der Konstruktion einer dem 20. Jahrhundert angemessenen Art zu lehren –, einer veränderten Anthropologie Rechnung zu tragen, um das christologische Dogma nicht in einer theologischen Sondersprache reflektieren zu müssen, die zwar den Kirchenvätern und den altkirchlichen Konzilien, nicht aber dem zeitgenössischen Leben und Denken gerecht wird.

Moingts auch im Dialog mit *Wolfgang Pannenberg* durchgeführte *Relecture* der Erzählung des Evangeliums, auf die sein Werk zugleich auch zielt, führt letztlich zu einer Neubestimmung des Verhältnisses von Zeit und Ewigkeit, Geschichte und Trinität.

Mit den 2002 und 2007 erschienenen Bänden von „*Dieu qui vient à l'homme*“ (Band 1: „*Du deuil au dévoilement de Dieu*“; Band 2 in zwei Teilbänden: „*De l'apparition à la naissance de Dieu*“) will Moingt vor diesem Hintergrund den „Tod Gottes“ und den „Ausgang aus der Religion“ (*Marcel Gauchet*) theologisch verarbeiten, um Gott und Mensch neu zu denken. Dabei gelangt er zu einem im biblisch bezeugten Christusereignis sich enthüllenden Offenbarungsverständnis, das impliziert, prinzipiell die gesamte bisherige und künftige Geschichte (und alle Geschichten in ihr) von Gott her und auf ihn hin zu denken.

Inmitten des religiösen Pluralismus nicht nur unserer Zeit bringt dies für die Theologie ge-

rade aufgrund der Singularität des Christusereignisses die Herausforderung mit sich, alle Begrenzungen ihres Gegenstandes – auch in Gestalt der eigenen Religion – hinter sich zu lassen. Dies beinhaltet die Frage nach einem Glaubensverständnis, das ebenso christologisch universal wie jesuanisch konkret ist. In den beiden 2014 und 2016 erschienenen Bänden von „*Croire au Dieu qui vient*“ (Band 1: „*De la croyance à la foi critique*“, Band 2: „*Esprit, Église et monde: de la foi critique à la foi qui agit*“) behandelt Moingt unter dieser Fragestellung *en passant* zahllose Themen einer Theologie, die als Glaubenswissenschaft zwei Perspektiven zugleich einnimmt: Sie widmet sich zum einen dem „natürlichen“ Glauben des Menschen im Sinne eines Vertrauens in das Sein. Zum anderen befasst sie sich mit dem „christlichen“ Glauben an den Gott, der sich dem Menschen zuwendend offenbart und in Christus in die von ihm getragene Geschichte eintritt – beide Formen des „Glaubens“ erhellen und bestärken sich dabei gegenseitig.

Das Evangelium ist nicht einfach ein Heilsweg neben anderen

Am Übergang beider Teilbände skizziert er ein Verständnis lebendiger Tradition, das Exegese, systematische Theologie und Glaubensleben als geistgewirktes „engendrement“ („Erzeugung“) zusammendenkt – ein Anklang an die von den Jesuiten *Philippe Bacq* und Christoph Theobald entfaltete „pastorale d'engendrement“

(was man wohl am besten mit „lebensschenkende Pastoral“ übersetzt). Auch dies eine im Wortsinn geistes-gegenwärtige Konsequenz einer am Evangelium ausgerichteten Kirche, die sich von der heilschaffenden Gegenwart Christi in der Welt leiten und immer neu von einem „humanisme évangélique“ („Humanismus nach Art des Evangeliums“) in Dienst nehmen lässt. Diese Zentralintuition buchstabiert Moingt in zahllosen Varianten durch, etwa wenn er im Anschluss an *Paul Tillich* formuliert, dass das Evangelium nicht

einfach ein Heilsweg neben anderen ist, sondern vielfältige Wege der Menschwerdung eröffnet – im Horizont geschenkten Heils (*Croire quand même. Libres entretiens sur le présent et le futur du catholicisme*, Paris 2013).

Die großen Grundlagenwerke bilden eine prozessuale Einheit und können kaum systematisiert werden. Im Durchgang lässt sich gleich-

Wie viele Angehörige seiner Generation forderte er, macht er sich mit dem Konzil auch dessen Forderung zu eigen, wieder die Schrift zur Seele der Theologie zu machen.

wohl als roter Faden eine spezifische Grundlegung des Ineinanders von Leben und Lehre beziehungsweise Pastoral und Dogma ausmachen. Moingt selbst führt diese eher abstrakt durch und dies vor allem als Ergebnis und Ausdruck eines radikal geschichtlichen Verständnisses von Offenbarung. Diese wird als Wirklichkeit einerseits streng von Christus her gedacht. Andererseits entgrenzt sie gerade von daher jedes exklusivierende Verständnis des Christusgeschehens vor, während und nach dem Leben Jesu. Hier durchdringen sich verschiedene Bedeutungen des Verbs „venir“ („kommen“), die sich in der Verbindung mit diversen Präfixen ergeben und denen Moingt im Laufe seines Denkwegs nachgegangen ist („devenir“/werden; „advenir“/ankommen; „avenir“/Zukunft). Offenbarung als „Gottes Kommen zu den Menschen, seine Inkarnation in das menschliche Reden“ besteht dabei „nicht mehr aus einer Vielzahl an geoffenbarten Wahrheiten, sondern ist der Akt, in dem sich Gott seiner Vergegenwärtigung durch den menschlichen Geist aussetzt. Wenn die Theologie das verstanden hat, weiß sie, dass sie nichts mehr zu sagen hat, denn der Akt Gottes, sich zu offenbaren, ist in sich selbst unergründlich (...): das ist in der Tat das Ende der Theologie. Es ist allerdings nicht weniger wahr, dass dieser Akt ebenso unerschöpflich ist wie das Gutsein Gottes. Die Theologie hat deshalb die ganze Geschichte vor sich.“ (Fin de la théologie? Relecture d'un itinéraire, in: Revue théologique de Louvain 39 [2008], 465–475).

Eine epochale Herausforderung besteht darin, ein solch weites Verständnis von Offenbarung in der Geschichte der Menschheit kritisch-konstruktiv einzuholen. Mit dem „Ende der Theologie“ meint Joseph Moingt denn auch nicht nur das Ende einer bestimmten Form von Theologie, so sehr dies als Ausdruck einer geistesgeschichtlichen und kirchlichen Umbruchphase auch der Fall sein mag. Viel grundsätzlicher geht es ihm um die Verunmöglichung jedweden Sichbemächtigens Gottes durch menschliche Erkenntnis. Das Ende der Theologie bringt deshalb eine Vielzahl von Theologien mit dem Ziel eines den

Menschen aufrichtenden Glaubens mit sich.

Insofern bleibt gültig, was Joseph Doré in der schon erwähnten Festschrift als „Notwendigkeit der Theologie“ bilanziert, wobei er Theologie nicht einer Praxis des Glaubens beigesellt, sondern im Anschluss an Moingt „die Theologie als Praxis“ des Glaubens grundlegt (Joseph Doré, La nécessité de la théologie, in: ders., Christoph Theobald [Hg.], Penser la foi. Recherches en théologie aujourd'hui. Mélanges offerts à Joseph Moingt, Paris 1993, 1064–1075). „Theologie“ nach dem „Ende der Theologie“ ist somit gestaltendes Mitbedenken und denkendes Mitgestalten der Geschichte der Menschen. Stärker als die wohl erst langfristig in ihrer Wirkung ermessbaren Grundlagenwerke prägen jene „Gelegenheitsschriften“ Moingts die innerkirchlichen Debatten, in denen er sich mit pointierten Positionen zu Wort meldet. Hier ist vor allem der Interviewband „Croire quand même“ zu nennen, der 2013 mit mehr als 20.000 verkauften Exemplaren ein theologischer Bestseller war.

Ekklesiologisch weitreichende Vorstellungen

Zuletzt veröffentlichte Moingt mit „L'esprit du christianisme. Religion, révélation et salut“ (Paris 2018) eine Art Testament. Hier äußert sich seine wachsende Ungeduld mit der kirchlichen Gestalt des Glaubens dahingehend, dass er – ein Thema der Nachkonzilszeit aufgreifend – noch vehementer dafür wirbt, den „Glauben“ jenseits einer ihn und das Evangelium einengenden „Religion“ zu leben. Einerseits ermöglicht dies eine ethische Akzentuierung des Christseins im Sinne des bereits genannten Humanismus, der die Wahrheit des Evangeliums als Beziehungswirklichkeit erfahrbar werden lässt. Andererseits entwickelt Moingt hierbei ausgehend von der kirchenkonstitutiven Bedeutung von Taufe und Eucharistie und angesichts eines gerade in Frankreich zunehmenden flächendeckenden Entschwindens der Eucharistie ekklesiologisch weitreichende, kirchenrechtlich herausfordernde und gelegentlich auch eher idealisiert denn

realistisch anmutende Vorstellungen hinsichtlich der Eigeninitiative der Laien. Diese Ideen stehen teilweise recht unverbunden neben seiner Beschreibung der eingangs erwähnten Tendenzen in der französischen Kirche.

Dieser Parallelismus mündet in jene sich wechselseitig verstärkenden Schwierigkeiten, die nicht zuletzt im Bereich der Kirchenentwicklung immer dann auftreten, wenn Aufbrüche einerseits und Amt andererseits bewusst oder unbewusst voneinander entkoppelt werden oder bleiben. Insofern ist es durchaus fraglich, ob die von Moingt faktisch (zumindest in pragmatischer Hinsicht) favorisierte Relativierung des Amtes dessen Relationalisierung nicht zusätzlich erschwert, die doch vom Konzil etwa als gemeinsames Verstehen der Zeichen der Zeit durch Priester und Laien grundgelegt wurde (Presbyterorum ordinis 9).

Eine grundsätzliche Frage stellt sich auch, wenn Moingt als Ergebnis eines jahrzehntelangen „klassischen“ Gelehrtenlebens viele hundert Seiten einer mehrfach ineinandergeschachtelten *Relecture* der christlichen Denkgeschichte erarbeitet, um die Gegenwart der Offenbarung auch im Leben und Denken derjenigen aufzuspüren und aussagbar zu machen, die eine solche *Relecture* nicht selbst unternommen haben bzw. unternehmen können. Insofern Letzteres den „Normalfall“ gelebten Christseins darstellt und ein reichhaltiges ungehobenes Potential vielgestaltiger Glaubenserkenntnis enthält, kann man Moingts Anliegen nur begrüßen. Zugleich stellt sich aber umso dringlicher die immer neue Frage, wie dieses Potential christlichen Lebens und Denkens als Ausdruck und im Dienst des gemeinsamen *sensus fidei* im Zusammenspiel der theologischen Orte und Andersorte gehoben und für Kirche und Welt entfaltet werden kann. Die Theologie Moingts, deren Herkunft aus der im Vergleich mit Deutschland weit weniger komplex institutionalisierten und gesellschaftlich eingebundenen Kirche im laizistischen Frankreich die deutsche (Pastoral-)Theologie nicht leichtfertig übersehen sollte, bietet hierfür wertvolle Impulse, und sei es im Modus der Hinterfragung einzelner ihrer Thesen und Argumente. ■